

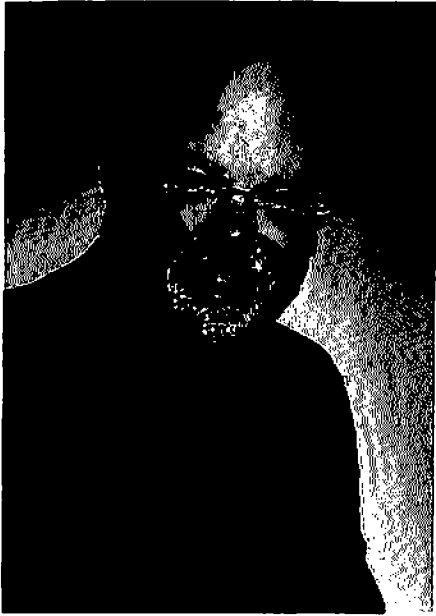
Martin Rothe

Genug gejammert!

Gedanken über die Zukunft der Kirche

PLOGER

Annweiler 2014



Heinzpeter Hempelmann

Heinzpeter Hempelmann, Jahrgang 1954, ist Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Evangelischen Hochschule Tabor in Marburg. Er leitet dort seit 2013 das Tangens-Institut für Kulturhermeneutik und Lebensweltforschung. Hempelmann war bis 2014 theologischer Referent der EKD-Denkfabrik „Mission in der Region“ in Stuttgart. Er hat 2012 die SINUS-Studie „Evangelisch in Baden und Württemberg“ verantwortet und ist vom Oberkirchenrat Stuttgart beauftragt zu erforschen, welche Bedeutung der Lebensweltforschung für verschiedene kirchliche Handlungsfelder zukommt. Er wohnt mit seiner Familie im nördlichen Schwarzwald.

Milieuverengung in den Kirchen aufbrechen

„Wachsen gegen den Trend“ ist möglich – wenn die Volkskirche ihre Fixierung auf bestimmte Milieus aufbricht und sich auch anderen Lebenswelten zuwendet. Das meint Heinzpeter Hempelmann, Theologe, Religionsphilosoph und Experte für die „Sinus-Milieus“. Im Interview erklärt er seine Sicht auf die postmoderne Vielfalt und verrät, welchem Milieu er selbst sich heute zugehörig fühlt.

Herr Professor Hempelmann, Sie haben unter anderem für das „Zentrum für Mission in der Region“ gearbeitet. Was hat es damit auf sich?

Unser Zentrum ist einer von vier Thinktanks, die die EKD in der Nachfolge des Reformprogramms „Kirche der Freiheit“ ins Leben gerufen hat. Wir untersuchen, wie Kirche missionarisch wirken kann unter dem Gesichtspunkt einer Neustrukturierung – nämlich der Regionalisierung. Mit Region meinen wir den Kirchenbezirk oder auch größere Einheiten, die eine gemeinsame regionale Identität haben – etwa den Ruhrpott oder die Schwäbische Alb.

Weshalb sollte ein solcher Umbau nötig sein?

Wir leben heute in einer fragmentierten und segmentierten Gesellschaft. Und das setzt sich fort bis hinein in die Landeskirchen mit ihrem volkshirchlichen Anspruch. Das zeigt sich so, dass vor Ort in den Kirchengemeinden im Regelfall ein bestimmtes, einseitiges Milieu dominiert. Wenn die Kirche weiterhin den Anspruch hat, alle zu erreichen – zunächst einmal alle ihre Mitglieder – muss sie sich fragen, wie sie das besser tun kann als bisher. Dazu müssen wir erst mal unser gesellschaftliches Umfeld verstehen lernen und schauen, wie stark wir überhaupt daran teilnehmen. Und dabei kann uns das „Sinus-Modell“ helfen.

Das Heidelberger Sinus-Institut hat 10 gesellschaftliche Milieus herauspräpariert und deren Mentalitäten und Lebensstile erforscht. Gemeinsam mit dem Institut haben Sie die evangelischen Landeskirchen von Baden und Württemberg untersucht. Was kam dabei heraus?

Die zentrale Erkenntnis ist, dass wir von den 10 Milieus, die es in der Gesellschaft und auch unter den Kirchenmitgliedern gibt, im Grunde nur 2 bis 4 erreichen: das traditionsorientierte und das konservativ-etablierte Milieu sowie Teile der bürgerlichen Mitte und des sozial-ökologischen Milieus.

Wie interpretieren Sie dieses Ergebnis?

Das ist ein ganz starker Hinweis für eine Milieuverengung kirchlichen Handelns. Wenn man in der Kirche überwiegend diesen 2 bis 4 Milieus begegnet, hält man sie für die Norm und orientiert sich an ihren Bedürfnissen. Aber da stellt sich die Frage der Ressourcengerechtigkeit: Kirchensteuern zahlen alle, aber die meisten finanziellen und personellen Ressourcen fließen in die klassischen Ortsgemeinden. Es fehlt an Angeboten für die Kirchenmitglieder in anderen Lebenswelten – zum Beispiel für das Prekariat oder die postmodernen Milieus. Natürlich gilt der kirchliche Service wie Taufe, Trauung und Bestattung allen; aber die Hauptmasse kirchlicher Angebote vor Ort kommen dem traditionsorientierten Klientel zu gute.

Aufgewachsen in fundamentalistischer Freikirche – Heute fasziniert von postmoderner Philosophie

In welchem der 10 Sinus-Milieus würden Sie selbst sich verorten?

Von meinem Lebensstil und meiner Mentalität her wohl am ehesten bei den „Performern“. Ich bin hochmobil, verstehe mich eher als Beweger, weniger als Bewahrer der traditionellen Verhältnisse. Das wollte ich früher. Heute bin ich – auch durch meine Kinder – sehr aufgeschlossen gegenüber allem Modernen und sehr vielem Postmodernen: Technik, Internet, Musik. Aber das musste ich mir mühsam aneignen.

Aus welchem Umfeld stammen Sie?

Ich komme ursprünglich aus einer fundamentalistischen Freikirche, der Brüdergemeinde in der Tradition von John Nelson Darby. Da habe ich mich als junger Mann rausgekämpft – mithilfe eines herausfordernden Religionslehrers und des Philosophie- und Theologiestudiums. Später kam ich zur Württembergischen Landeskirche und wurde eingesetzt als Brückenperson zum Pietismus. Ich war immer Grenzgänger. In den letzten Jahren hat mich die postmoderne Philosophie sehr beschäftigt – Derrida, Lyotard, Rorty.

Was fasziniert Sie am postmodernen Denken?

Unser Hauptproblem ist ja heute: Es gibt nicht „die“ Vernunft, sondern nur individuelle Vernunftbegriffe. Und das hat Konsequenzen für meine Theologie. Wir können uns nicht hinstellen und behaupten: „Diese Werte müsst Ihr unbedingt festhalten!“ Sondern man muss sich ganz anders auf die postmoderne Vielfalt der Logiken einlassen, um die eigenen Anliegen in diesem Kontext zu formulieren.

Aus postmoderner Perspektive gibt es drei Logiken: die vormoderne, die modern-kritische und die postmoderne. Ich kann jeden dieser drei Standpunkte mit guten Gründen einnehmen – solange ich diesen Standpunkt nicht verabsolutiere.

Gibt es für Sie Dinge, die angesichts dieser Vielfalt heutiger Denkweisen nicht zerfließen? Die Ihnen im Alltag Kraft geben?

Kraft gibt mir die Wahrnehmung, dass mein Glaube offenbar in der Lage ist, diese Wandlungen mitzumachen. Da, wo ich mich auf die Reflexionsarbeit einlasse, gelingt es mir immer wieder, auch unter veränderten philosophischen Rahmenbedingungen meinen Glauben zu rekonstruieren. Ich habe sogar den Eindruck, dass ich mit der Bibel heute mehr anfangen kann als früher.

„Vormoderne, modern-kritisches und postmodernes Denken als gleichrangige Zugänge zum Glauben ernstnehmen“

Wo verläuft für Sie der schmale Grad zwischen Fundamentalismus und Relativismus?

Sie haben recht: Es ist ein sehr schmaler Grad. Ich finde es immer schwierig, wenn sich eine der drei genannten Denkweisen absolut setzt. So kann die vormoderne Logik zum Fundamentalismus degenerieren. Ein Fundamentalismus fördert aber gerade dadurch eine relativistische Einstellung, dass nichts leichter ist, als neben eine fundamentalistische, sich selbst verabsolutierende Haltung beliebig viele andere zu stellen, die sich gegenseitig egalisieren und den Anspruch absprechen.

Die postmoderne Logik wiederum kann zu einem Relativismus verkommen, der sich dann ebenfalls auf intolerante Weise absolut setzt. Der Relativismus steht auch in der Gefahr, sich selbst nicht auszuhalten und kurzschlüssig in einen Fundamentalismus umzukippen.

Kann der dritte Standpunkt – das modern-kritische Denken – hier ein guter Mittelweg sein? Oder ist diese Logik durch die Postmoderne überholt?

Insofern ja, als ich nicht mehr – wie beispielsweise Immanuel Kant – beanspruchen kann, einen „Gottesstandpunkt“ über den Dingen einzunehmen und mit Hilfe einer gereinigten, wahren Vernunft die Dinge richtig zu sehen. Aber ich habe natürlich das Recht, mich auf einen modernen Standpunkt zu stellen – solange ich ihn eben nicht verabsolutiere.

Ich habe aber auch die Möglichkeit, eine der beiden anderen Perspektiven einzunehmen. Ich halte entsprechende Positionen in sich für sehr schlüssig und nicht widerlegbar.

Was bedeutet das für die Zukunft der Kirche?

Wir müssen als Kirche die Unvereinbarkeit und Gleichrangigkeit dieser Zugänge zum Glauben ernstnehmen und zu einer Gemeinschaft werden, in der wir uns nicht an der Unterschiedlichkeit aufreiben, sondern uns durch diese gegenseitig bereichern lassen. Es kann unheimlich spannend und hilfreich sein zu sehen, wie sich das Evangelium aus anderer Perspektive und von einer anderen Grundorientierung her noch einmal ganz anders erschließt. Das bereichert alle!

Wie erklären Sie diese Gleichrangigkeit der Zugänge Ihren teilweise evangelikalen Studenten an der Tabor-Hochschule in Marburg?

Ich sage ihnen: „Denkt euch mal in die verschiedenen Ansätze hinein und merkt, dass ihnen sehr unterschiedliche Wahrheitskonzeptionen zugrunde liegen. Deren innere Logik zu kapieren, ist außerordentlich wichtig. Ich knacke damit mein Bewusstsein auf, dass nur ich der eigentlich Normale bin. Darüber werde ich demütigt. Ich muss runter kommen von dem hohen Ross, den einen Standpunkt inne zu haben, von dem aus ich alle anderen bewerten und ihnen sagen kann, wie sie richtig zu denken und zu handeln haben.“ Und meine Studenten in Tabor oder in Liebenzell spüren, dass sie das Gesprächsfähig macht und ihnen die Möglichkeit gibt, das Evangelium in allen möglichen Horizonten zu kommunizieren. Man urteilt nicht so schnell.

„Ekelgrenzen zwischen den Milieus verhindern die Kommunikation des Evangeliums an die Anderen“

**Wenn wir auf jene Lebenswelten schauen, die – Ihren Erkenntnissen zufolge – von der Kirche vernachlässigt werden:
Wie könnten Angebote für sie entstehen?**

Wenn ich das Evangelium an alle kommunizieren will – zumindest an alle, die zur Kirche gehören – darf ich das nicht abhängig machen von bestimmten kulturellen Zugängen. Denn was die einen zuverlässig integriert – die Vorliebe für Orgelmusik, regelmäßige Sonntagmorgen-Gottesdienste – schließt die anderen ebenso zuverlässig aus. Nach dem Motto: „Christlicher Glaube ist nur was für alte unbewegliche Leute, die in der Tradition festhängen!“

Ich muss darüber nachdenken: Welche lebensweltlichen Schranken, welche Ekelgrenzen zwischen den Milieus verhindern die Kommunikation des Evangeliums an die anderen? Wo behindern unsere hergebrachten Ordnungen, die früher einen guten Sinn hatten, Teilhabe und Mitwirkung anderer an der Gemeinschaft?

Heißt das, dass die bisher erreichte Zielgruppe das Nachsehen haben wird? Dass zum Beispiel die klassischen 10-Uhr-Gottesdienste radikal zusammengestrichen werden sollten? Zugunsten von Milieugemeinden mit unsicheren Erfolgsaussichten?

Es geht nicht um Ersetzen, sondern um Ergänzen. Ich glaube, dass die parochiale Struktur, das ortsgemeindliches Leben nach wie vor das Rückgrat unserer Kirche darstellt. Hier haben wir die treuesten Kirchgänger. Hier haben wir Leute, die in hohem Maße bereit sind zur Mitarbeit.

Aber wir müssen in den großen und mittelgroßen Städten darüber nachdenken, ob weiterhin innerhalb eines nahen Umkreises zur selben Uhrzeit nahezu die gleichen Gottesdienste ablaufen sollen, mit denen wir nur 1 bis 2 Milieus bedienen. Hier gibt es enorme Ressourcen zu heben.

Nun sagen Sie ja selbst: Unsere finanziellen und personellen Ressourcen schrumpfen. Wie soll es da geleistet werden, viele neue Formate zu entwickeln und hochprofessionell anzubieten?

Das muss nicht alles neu erfunden werden. Der erste Schritt wäre, im Licht der „Milieubrille“ aufzulisten und zu würdigen, welche unterschiedlichen Formate für welche Zielgruppen es bereits gibt. Wenn man auf eine ganze Region schaut, kommt da oft ein unglaublicher Reichtum zusammen. Auch gibt es vielfach bereits eine Fülle von Ansätzen, die nur darauf warten, gefördert und bei ihren Versuchen der Milieüberschreitung unterstützt zu werden. Zweitens: Es muss nicht jede Kirchengemeinde das komplette Programm anbieten. Sondern wir delegieren, kooperieren, spezialisieren uns. Manche Kirchengemeinden nehmen bestimmte Milieus besonders in den Blick – je nachdem, was zu ihrer Nachbarschaft passt.

Gemeindepfarrer als „Pluralitätsmanager“

Welche Rolle kommt da den Gemeindepfarrern zu?

Sie sollten als Teamplayer auf regionaler Ebene zusammenarbeiten. Gemeinsam sind sie dafür zuständig, möglichst viele Lebenswelten in ihrer Region zu

erreichen. Jeder von ihnen spezialisiert sich gemäß seinen persönlichen Gaben und entwickelt neue unkonventionelle Formate.

Sehr viele Pfarrer haben schon jetzt das Gefühl, eine „Eier legende Wollmilchsau“ sein zu müssen. Sind solche neuen Erwartungen nicht eine komplette Überforderung?

Wir sagen ihnen: Ihr müsst das nicht allein machen! Aber durch Eure hochqualifizierte Ausbildung habt Ihr den Blick für das Ganze. Ihr seid die Pluralitätsmanager. Ihr habt die Möglichkeit, Menschen beizuziehen, die als Brücken in Milieus fungieren können, zu denen Ihr keinen Zugang habt.

„Pluralitätsmanager“ - das ist ein ungewohntes Pfarrerbild.

Von zentraler Bedeutung ist: Sie können methodisch alles Mögliche überlegen, aber das wird alles im Bereich der Theorie bleiben, solange Sie nicht persönlich engagiert sind. Sie müssen sich menschlich und liebevoll auf den so anderen Menschen einlassen können und bereit sein, sich persönlich auch ein Stück zurückzunehmen. Liebe ist da ein entscheidendes Stichwort: Maßnahmen an dem Sohn Gottes, der selber in unser menschliches Milieu hineinkommt, seine göttliche Gestalt ablegt, Mensch wird wie wir. Das ist also auch ein Prozess, der mir weh tut, etwas von mir fordert.

„Die Loyalität zu Christus ist stärker als alle subkulturellen Prägungen“

Gesetzt den Fall, das gelingt: Zementieren wir so nicht die Grenzen zwischen den Milieus? Führt uns das nicht in kirchliche Parallelgesellschaften, in die Segregationskirche?

Diese Segregation – nämlich die einseitige Milieukirche – gibt es ja jetzt schon! Ich möchte nur, dass es noch mehr gibt außer der einen. Mir sind mehrere Milieukirchen, mit denen wir mehr Menschen erreichen, lieber als nur eine, die milieuverengt ist und nur einen Ausschnitt anspricht.

Aber hat nicht die Kirche einen anderen theologischen Anspruch? Nämlich als „Leib Christi“ eine Einheit zu sein?

Ja! Aber diese theologisch richtige Vorgabe darf nicht das Anliegen der Milieusensibilisierung und Milieuüberschreitung abwürgen. Ich erlebe das sehr oft. Man spricht von Einheit und meint dann aber: „Die Gemeinde, die wir haben, reicht doch. Sollen sich die anderen doch dazu halten, wenn sie wollen.“ Dabei

übersieht man dann den subkulturellen Charakter mit seinen ausschließenden Konsequenzen.

Der von Ihnen genannte theologische Anspruch kann freilich helfen, ein im Neuen Testament formulierten überragenden Anspruch festzuhalten: die Loyalität zu Christus ist stärker als alle kulturellen und subkulturellen Prägungen, ja sogar als unsere natürlichen Bestimmungen als Mann oder Frau (Galater 3). Wir sind eins – in Christus. Aber das bedeutet ja gerade, dass die Verschiedenartigkeiten ihren legitimen Platz haben und dass wir nicht alle über einen im Regelfall konservativ-traditionsorientierten oder sozialökologischen Leisten schlagen.

ZUM WEITERLESEN:

- Heinzpeter Hempelmann, *Gott im Milieu. Wie Sinusstudien der Kirche helfen können, Menschen zu erreichen*, Gießen 2013.
- Heinzpeter Hempelmann, *Prämodern, Modern, Postmodern. Warum "ticken" Menschen so unterschiedlich? Basismentalitäten und ihre Bedeutung für Mission, Gemeindegemeinschaft und Kirchenleitung*, Neukirchen-Vluyn 2013.
- Heinzpeter Hempelmann / Benjamin Schließer u. a., *Handbuch Taufe. Impulse für eine milieusensible Taufpraxis*, Neukirchen-Vluyn 2013.
- Heinzpeter Hempelmann / Michael Herbst / Markus Weimer (Hrsg.), *Gemeinde 2.0. Frische Formen für die Kirche von heute*, Neukirchen-Vluyn 2013.